Transkulturelle Psychiatrie: Von der Scham- zur Schuldkultur

In unserer individualistischen Gesellschaft sind Schamgefühle teilweise verloren gegangen. Wir tun uns daher schwer im Umgang mit Kulturen, in denen die Ehre eine wichtige Rolle spielt. Das kann auch die Arbeit in der Psychiatrie beeinträchtigen.

In den USA soll es bereits Talkshows geben, in denen Männer offen über Probleme mit ihrem als zu klein empfundenen Geschlechtsorgan reden. In den meisten Teilen der Welt hätten solche Männer nicht nur ihr Gesicht verloren, sie würden fortan von Verwandten und Freunden gemieden, ja verachtet. Ihre Familien würden das als Schande empfinden und sie aus der Gemeinschaft ausstoßen. Mit diesem Beispiel illustrierte der Schweizer Psychiater Josef Sachs die Diskrepanz zwischen unserer westlichen individualistischen Gesellschaft und den von Großfamilien und Sippen geprägten Gemeinschaften, wie sie in weiten Teilen der Welt vorherrschen. In solchen kollektivistischen Strukturen hat das Ansehen der Gemeinschaft einen hohen Wert. Dieser wird oft über individuelle Ziele gesetzt. Das Individuum ist bestrebt, Ansehen und Harmonie der Gruppe zu fördern. Regelverletzungen führen zu einer Beschämung des Individuums und der Gemeinschaft – und wenn der Zustand andauert, zur Schande, so der ehemalige Chefarzt der psychiatrischen Dienste im Kanton Aargau. Entsprechend herrsche hier eine „Schamkultur“.

In unserer Gesellschaft wachsen die Menschen dagegen in Kleinfamilien auf. Das Individuum trägt keine Verantwortung für eine größere Gruppe, wichtig sind vor allem Leistung und Ehrlichkeit, der Einzelne will sich zudem im Wettbewerb mit anderen von der Gruppe abheben. Regelverletzungen führen zu Schuldgefühlen und im Extremfall zum Verlust der Selbstachtung, aber nicht zu Kollektivstrafen. Sachs sprach von einer „Schuldkultur“.

Scham ist existenzieller als Schuld

Gut zwischen Scham und Schuld zu differenzieren, hält Sachs für sehr wichtig. So ist Scham wesentlich existenzieller als Schuld. „Wer sich schämt fragt: Warum konnte *ich* das nur tun? Die Betonung liegt auf der handelnden Person. Bei

© 47media / Fotolia.com

Junge Frauen mit Migrationshintergrund werden leicht durch „schamloses Verhalten“ zur Schande für die Familie.

Schuldgefühlen lautet die Frage: Warum konnte ich *das* nur tun. Die Betonung liegt auf der Handlung.“ Entsprechend schwerer wiegen die Konsequenzen bei Regelverletzungen. Schuld bietet die Möglichkeit zur Sühne, Scham nicht. Hier lässt sich höchstens die verletzte Ehre wiederherstellen – mitunter durch drastische Maßnahmen wie Ehrenmord. Sachs nannte als Beispiel eine Familie, die mit der Wahl des Bräutigams der Tochter nicht einverstanden war. Der Bruder erhielt den Auftrag, den Schwiegersohn zu eliminieren. Gefangen im Dilemma zwischen Schuld und Schande erschoss der junge Mann schließlich den Vater, um nicht einen Unschuldigen zu töten.

Scham wirkt sowohl kriminogen als auch protektiv

Generell, so der forensische Psychiater, lasse sich aber nicht sagen, dass die Schamkultur Delikte begünstige. Zwar seien in manchen Kulturen Straftaten zur Wiederherstellung der Ehre verbreitet, auf der anderen Seite schütze die Scham aber auch davor, Gesetze und Vorschriften zu brechen, aus der Angst heraus, Schande über das Kollektiv zu

bringen. Scham habe folglich sowohl kriminogene und kriminoprotektive Elemente. Auf der anderen Seite könne auch die Schuldkultur Delikte begünstigen, etwa, wenn jemand querulatorisch auf seinem Recht beharrt und dieses dann selbst in die Hand nimmt. Rache für ungesühnte Delikte könnte ebenfalls Auslöser sein.

Sachs wies darauf hin, dass Scham auch in unserer Gesellschaft eine wichtige Rolle spielt. Schamgefühle können eine Gewaltspirale am Laufen halten: Wer im Suff seine Familie verprügelt, schämt sich dessen vielleicht, wenn er am nächsten Morgen wieder halbwegs nüchtern aufwacht. Es folgen Selbstzweifel und das Gefühl, weniger Wert zu sein. Tat und Konfliktsachen werden jedoch verdrängt, sodass der Täter den Gewaltakt beim nächsten Anlass wiederholt. Der Psychiater betonte, dass die moderne forensische Behandlung sehr schuldorientiert arbeitet und etwa versucht, kognitive Verzerrungen aufzuheben. Schamgefühle könnten dabei die Zusammenarbeit mit den Patienten erschweren. Auf der anderen Seite kann Scham auch als eine gesunde Reaktion auf eine Handlung gewertet werden und daher als Anknüpfungspunkt und Ressource für die Behandlung dienen.

Auf einen anderen Aspekt wies Vicdan Bannasch vom Zentrum für Transkulturelle Psychiatrie und Psychotherapie am Klinikum Wahrendorff in Hannover hin. So empfänden es viele Migranten bereits als Schande, in die Psychiatrie zu müssen. Auch würden sie aus der Beschämung heraus die Gründe dafür oft bei sich selbst suchen. „Viele denken, sie sind krank, weil sie etwas Schlimmes getan oder weil sie es nicht anders verdient haben.“ Diese Einstellung sollte bei einer Behandlung berücksichtigt werden.

Thomas Müller

Symposium „Scham und Beschämung als Moment in der transkulturellen psychiatrischen Arbeit“, DGPPN-Kongress, Berlin, 25.–28.11.2015